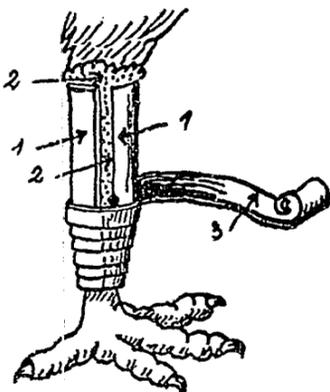


# Haus-tierzucht und -Pfle-g-e.

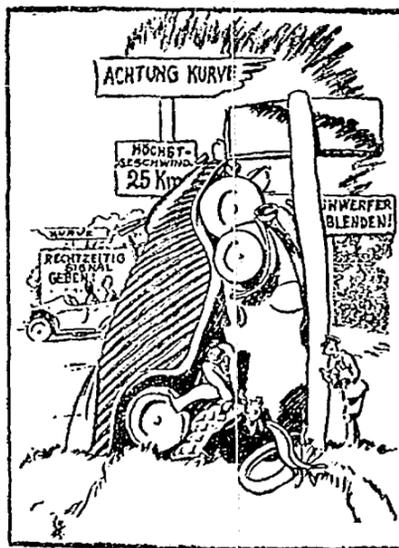
## Schlen-beinbrü-che bei Hüh-ner-n.

Im Gegen-satz zu Ober- und Unter-schenkelbrüchen hel-len bei Hüh-ner-n — vom an-deren Ge-fäl-lig-keit im all-gemei-nen das sel-be — Seh-n- und Schlen-beinbrü-che ver-hältnis-mäßig sel-ten. Le-tztere kom-men mit ara häu-fig-sten vor. Die Be-hand-lung ge-stal-tet sich fol-gen-der-ma-ßen (ver-glei-che die bei-ge-gabe-ne Ab-bil-dung): Die Bruch-sten-ven wer-den zunächst mit warmem Was-ser ge-rei-nigt und gut mit et-was Sal-zy-l-wat-te (in der Ab-bil-dung mit 2 be-zeich-net) um-wickelt. In-zwischen hat man einen ent-spre-chend star-ken Ast von einem Holl-un-der-strau-ch in zwei Häl-fen ge-spal-tet und das Wirt-entfernt, auch das Ast-stück pas-send lang ge-schnit-ten. In-nen be-streicht man nun die bei-den Häl-fen mit Fisch-er-leim und legt sie über die Wat-te (in der Ab-bil-dung be-zeich-net die Zahl 1 die bei-den Ast-stü-cke). Damit hat man das Bein ge-schient, und nur wer-den noch die bei-den Schlen-nen mit einer schma-len Bin-de (3) um-wickelt, die man eben-falls in Fisch-er-leim ge-tau-cht hat. Die-ser dau-er-haf-te Ver-band drückt nicht und ist leicht. Hat er drei bis vier Wo-chen ge-legen, so kann er auf-gewich-tet und wie-der ab-ge-nom-men wer-den.



Wenn ein ange-schla-genes Ei nicht zum Aus-schlüpfen kom-men will, kann man bei sehr vor-sich-tig-em Vor-gehen mit einem Fe-der-meis-ser den Bruch der Schale ver-voll-stän-digen, wobei je-doch sehr dar-auf zu ach-ten ist, daß das Jun-ge in sei-ner Wei-se ver-letzt wird und so-fort unter die Glu-cke ge-legt wer-den muß.

## Nach Feierabend.



### Sicherheitsmaßnahmen.

Der Polizist: „So — wer hat nun schuld gehabt an dem Zusammenstoß?“

Die beiden Fahrer: „Hier hat keiner schuld gehabt, wir haben uns nur beide bemüht, die vielen Warnungstafeln zu lesen, und dabei sind wir gegeneinander gerannt.“

Josefa Meh lezt in Elberfeld eigene Sachen. Nach der Vorlesung drückt ihr der Vereinsvorsitzende seinen Dank aus und ein Kuvert mit dem Honorar in die Hand. Auf der be-gelegten Visitenkarte steht: „Noch ganz im Banne Ihres be-rauschenden Vortrages gestatte ich mir...“ Diese schmeichel-hafte Begrüßung machte Josefa besonders stolz. „Jawohl,“ bekräftigt der Herr Präsident, „so haben wir es in der Vor-stands-sitzung vor vier Wochen einstimmig beschloffen.“

Ein Angestellter war entlassen worden. Er ging zum Chef, um sich darüber zu beschweren. „Herr Chef,“ erklärte er, „ich habe doch nichts getan?“ „Stimmt,“ bestätigte der Chef, „zwei Jahre lang gar nichts.“

### Auflösung des Kreuzwörterfelds.

a) 1 Tafel, 8 Trabe, 8 Odeffa, 8 Ute, 9 Onu, 11 Orton, 18 Mole, 18 Baer, 17 Ceres, 19 Ehe, 20 Sen, 22 Renate, 28 Amel, 24 Bon; — b) 1 Kolem, 2 Lea, 3 Iser, 4 Donner, 5 Emu, 7 Ogor, 9 Ooa, 10 Pochum, 12 Jfen, 14 Ves, 16 Nasen, 18 Estel, 19 Ooa, 21 Nab.

## Scherz und Ernst.

II. Die Mutra-ge ist ein Brauch niederer Kulturen-stufe, bei dem ein Mord durch das Blut des Mörder-von den Hinterbliebenen gesühnt wird. Bei höherstehenden Völkern tritt an ihre Stelle eine Sühne durch Wertgegen-stände, dieses „Wergelt“ bestand bei den Germanen schon zur Zeit der Völkerwanderung. Heute besteht die Mutra-ge in Europa noch auf Sardinien und Korjita, sowie in Afrika.

II. Eine überaus bedeutsame wissenschaftliche Ausbeute ist, wie jetzt berichtet wird, der Dreißig-Männer-Expedition gelungen, die von 1922 bis 1925 umfassende Untersuchungen in der Wüste Gobi (Zentralasien) angestellt hat. Die ersten Ergebnisse dieser Untersuchungen werden nunmehr veröffentlicht. Hiernach soll ganz zweifellos festgestellt worden sein, daß die genannte Wüste das älteste und auch ausge-dehnteste Lebenszentrum der Welt darstellt. In fast ununter-brochener Linie läßt sich, wie die Gelehrten behaupten, die Lebensgeschichte der dortigen Pflanzen- und Tierwelt zurückverfolgen, und zwar über einen Zeitraum von mehr als 400 000 Jahren. Dabei konnten insgesamt 24 ver-schiedene Entwicklungsperioden ermittelt werden. Die Wüste Gobi soll als die Wiege der allermeisten, wenn nicht gar sämtlicher Tierarten anzusehen sein. Vermutlich geht auch der Ursprung der meisten Pflanzen auf dieses Wüstenland zurück. Mit der jetzigen Expedition sollen die Untersuchungen keinesfalls erschöpft sein, umso-mehr, als die dringende Vermutung besteht, daß sich in der Wüste Gobi bei noch un-forschten Ausgrabungen auch die Knochenreste des Ur-menschen finden lassen.

II. Ein jahrgertiger Soldat, Ludwig XII. hatte die Bestimmung getroffen, daß seine Leibwache nur aus Soldaten bestehen solle, deren narbenreichen Gesichtern man ihre kriegerische Tätigkeit ansehe. Als er nun zum ersten-male die Leute, die man für die Leibwache ausgesucht hatte, musterte, sagte er laut zu seinem Begleiter: „Die Leute sehen tapfer aus; doch die, die sie so gezeichnet haben, müssen noch tapferer gewesen sein.“ Das hörte ein Soldat, und er erwiderte sofort: „Jawohl, Sir, wenn sie noch lebten. Aber wir haben sie alle totgeschlagen!“

II. Das neueste Allheilmittel, oder die neueste Heil-methode finden immer den einen Weg zur Gesundheit, haben den einen Fehler erkannt, durch den der Mensch auch zu so mancherlei Krankheiten kommt. Aber die Grundlage zu diesen ist viel breiter, als wir uns für gewöhnlich klar machen. Nicht zu viel Fleisch, oder zu wenig Spinat, oder zu wenig Bewegung, oder zu wenig Luft und so fort sind die Ursachen alle der diesen Krankheiten heute, sondern die gesamte unnatürliche Lebensweise. Alle die neuesten Heil-keiten, die mit dem Anspruch auf Allseitigkeit sich breit machen, treffen immer nur eine Teilursache, nur ein Mädchen in dem Getriebe der Maschine, die die Gesundheit der Menschen von heute zermürbt. Wir müssen alle diese Teilursachen erkennen, berücksichtigen und wieder ein natur-gemäßes Leben führen.

# Schwedter Familienblatt

## Wöchentliche Unterhaltungsbeilage

### zum Schwedter Sägeblatt



Nummer 3

Sonnabend, den 25. Februar 1928

## Die Erben des Grafen Reyd

(14)

(Fortsetzung und Schluß.)

„Ah — Herr von Lindenhorst! Auch mal wieder im Lande?“ sagte sie, lächelnd zu Friedel hinüberblinzelnd, deren Herzensgeheimnis sie kannte. „Das ist ja schön! Meine Freundin hat schon immer gefragt, ob Sie nicht einmal wiederkommen. Sie hätten Sie jederzeit stark beeindruckt zu haben.“

„Aber ich bitte dich, Lia!“ erwiderte Friedel mit hoch-rotem Köpfchen. „Wie kannst du nur so etwas sagen! Es ist doch nichts Auffallendes, wenn man sich hier und da nach einem Bekannten erkundigt.“

Wilhelm bemerkte, wie rot sie war, und meinte, daß ihr diese Verlegenheit ganz vorzüglich stehe.

Lia sagte: „Nebst Friedel — du — da ist heute morgen ein neuer Detektiv zu Vater gekommen, den der Graf Reyd engagiert hat. Ein feiner, ein hübscher Mann! Direkt zum Verlieben!“

Wilhelm von Lindenhorst hörte lächelnd dem Plaudern der Mädchen zu, die sich ganz ungeniert unterhielten. Nur anstandshalber schien Lia bisweilen auch an ihn eine Frage zu richten, während Efriede ihn häufig um seine Meinung bat. Natürlich kam man auch schließlich wieder auf den Fall Reyd zu sprechen. Der junge Graf schien die Mäd-chen besonders zu interessieren, dessen Fernbleiben beide gar nicht begreifen wollten.

„Denke dir, Friedel,“ bemerkte Lia, „Herr von Lindenhorst hat dem Papa erzählt, daß der Graf auch weiterhin seinen Beruf ausübt. Ist das nicht sehr charaktervoll?“

„Nein. Das hängt mir zu hoch!“ erwiderte Friedel dörr. „Ich dachte doch sicher, daß er sofort keine Villa beziehen und hier ein friedliches Leben beginnen würde. Was meinen denn Sie dazu, Herr von Lindenhorst?“

„Um — das sind Ansichtssachen,“ bemerkte Wilhelm, „ich neige eher zu Fräulein Kregelers Meinung, daß sein Entschluß von Charakter zeugt.“

„Ja, nicht wahr?“ sagte Lia freudig. „Ich finde es geradezu wundervoll!“

„Na, ich danke!“ versetzte Friedel, ein wenig verschmüpft, weil Wilhelm zu Lia hielt. „Zimmer nur so ein Zigeuner-leben zu führen — mir läge das wirklich nicht, namentlich, wenn ich's gar nicht mehr nötig hätte!“

„Aber ich finde es gerade schön,“ sagte Lia, „so in der Welt herumzukuschieren! In dem Nest hier kann man einer Verklumpung des Geistes schließlich gar nicht mehr aus dem Wege gehen!“

„Na, da stellen Sie mir ja schöne Aussichten,“ wandte Wilhelm von Lindenhorst lachend ein.

„Ihnen? Wie?“

„Weil ich hierbleiben werde!“

„Sie bleiben hier?“ fragte Friedel und vergaß vor Staunen, den Mund wieder auszumachen.

„Ja — weißt du das denn noch nicht?“ erwiderte Lia. „Ah — ich vergaß dir vorhin zu erzählen: Herr von Lin-denhorst wird die Villa des Grafen beziehen. Der Graf hat sie ihm geschenkt.“

„O, wie fein!“ rief jetzt Friedel aus, wie ein Kind in die Hände klatschend. Wilhelm weidete sich an dem Aus-druck ihres fröhlichen, hübschen Gesichtens, dessen Stups-näschen ihm einen allerliebsten Akzent verlieh.

„Hören Sie,“ fuhr sie fort, „da müssen Sie mich einmal malen, ja? Wann darf ich kommen?“

Wilhelm lachte lekt über ihre naive Art.

„Gern, gern, mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte er, „aber Sie wollen mir bitte die Zeit vergönnen, mich erst einmal einzurichten.“

„Ja. Selbstverständlich. Und wenn ich Ihnen irgend-wie dabei helfen kann — ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung.“

„Das ist äußerst lebenswürdig!“ erwiderte Wilhelm. „Ich werde mich zur gegebenen Zeit zu erinnern wissen.“

„Wirklich — so dachte er — dieses Mädchen in seiner fröhlichen, gesund-dreisten Art war entzückend.“

Er begann sie aufmerksam zu betrachten. Sie war noch ein richtiges Backfischlein — gar nicht übel zum Malen. Zum Beispiel als „Mädchen am Brunnen“ würde sie rei-zend wirken —

Man stand vor dem Hause des Rechtsanwalts. Lia reichte dem Maler die Hand.

„Nun bin ich da,“ sagte sie, „hoffentlich werde ich Sie jetzt noch öfter beim Vater sehen, Herr von Lindenhorst. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen, Friedelchen!“

Ueberrumpelt winkte sie ihrer Freundin noch einmal zu, der sie heute völlig verändert schien.

„Ich weiß nicht, sie ist so vergnügt auf einmal!“ sagte sie zu Lindenhorst. „Gerade wie umgewandelt!“

„Wer weiß — der Detektiv wird's ihr angetan haben!“

„Ja — wahrhaftig, das glaube ich. Wirklich, ich bin gespannt, ihn kennen zu lernen!“

Benno war nach kurzem Besuch bei Rechtsanwalt Kre-geler, wo er auch Lia zufällig kennen lernte, mit Kriminal-oberwachtmeister Seiterhenn nach der Villa hinausgefahren.

Das Haus war leer und still. Ernst und schweigsam trat Benno ein. Etwas wie Ehrfurcht kam über ihn. Hier also hatte sein Vater in aller Zurückgezogenheit seine Tage verbracht. Dies wäre auch sein Heim gewesen, wenn er dem richtigen Vater wieder zugeführt worden wäre.

Im Salon hing das lebensgroße Bild einer stattlichen, schönen Frau, die mit klarem Bild in die Ferne schaute. Sie hielt einen Strauß frischer Rosen lässig in der Hand.

Ob das wohl keine Mutter war? Zweifellos!

„Habe ich Ähnlichkeit mit der Frau auf dem Bilde?“ fragte er Seiterhenn, der schweigend neben ihm stand.

„Ja, ganz entschieden. Herr Graf. Es ist ja auch Ihre Frau Mutter.“

Wieder entstand eine lange Stille. Es war, als ob sich Benno von diesem Bilde nicht wieder losreißen könne. Ganz sonderbare Gefühle durchströmten ihn.

„Arme — Mutter —!“ murmelte er.

Im Wohnzimmer hing ein Bild seines Vaters unter der hohen Stirn blickten zwei kluge, verlehende Augen den stillen Betrachter an. Benno presste die Lippen fest aufeinander. Ihm war, als ob er plötzlich aufschluchzen müßte. Sesterhenn hatte sich schweigend zurückgezogen. Lange blieb Benno nun auch vor dem Bilde des Vaters stehen.

Endlich betrat man die anderen Räume. Spuren der grauen Verwüstung, in der man am Tage des Mordes die Villa gefunden hatte waren noch immer vorhanden. Die Einrichtung war sehr geschmackvoll, aufdringlicher Prunk jedoch herrschte nicht. Besonders die vielen schönen Gemälde, die überall in den Zimmern hingen, fielen Benno ins Auge. Auch andere Kunstgegenstände von hohem Wert waren hier vorhanden.

„Hat mein Vater nichts Schriftliches hinterlassen?“ fragte Benno seinen Begleiter.

Sesterhenn teilte ihm mit, daß der falsche Neffe seinerzeit alles vernichtet habe. Dies löste bei Benno einen gewaltigen Zorn aus.

Da läutete es. Wilhelm von Lindenhorst kam, wie es verabredet war. Sesterhenn übergab dem Grafen die Schlüssel des Hauses und ließ dann die Bettlern allein.

Beide gingen noch einmal durch die Villa. Gleich vor dem ersten Gemälde, das eine Landschaft mit weidendem Vieh darstellte, blieb Wilhelm verwundert stehen.

„Ein Rembrandt! Ein echter Rembrandt!“ murmelte er. „Auch in drei anderen Bildern konnte er Werke berühmter Meister erkennen.“

Benno wies auf die oberen Räume hin, wo ihm ein Fremdenzimmer nebst einer anschließenden Kammer zur Umwandlung in ein Atelier sehr geeignet schienen. Nach mehreren anderen Plänen, die aber wieder verworfen wurden, griff man auf diesen zurück. Der Umbau sollte am nächsten Tage begonnen werden.

„Nun fehlt dir nur noch das schönste Schmuckstück des eigenen Heims — eine kleine Frau!“ meinte Wilhelm. „Wie wäre es, Bettlerchen? Halte mal Umschau unter den Töchtern des Landes!“

Bei diesen Worten mußte er plötzlich wieder an jene Begegnung denken die kaum zwei Stunden zurücklag. Er sah ganz deutlich vor sich die trischen Gestalten von Lia Kregelers und Elfrides Pörr.

Einige Tage später hatten die Bettlern sich's in der Villa bequem gemacht. Im oberen Stockwerk wurde gehämmert, hier entstand das Atelier.

Wilhelm von Lindenhorst ging im Hause des Rechtsanwalts Kregelers ein und aus, ja, es war ihm sogar gelungen, auch seinen Vetter als Detektiv dort gesellschaftlich einzuführen. Bald stellte er sich nunmehr fest, daß Benno und Lia Kregeler sich nicht ungern sahen; ja, daß sich sehr rasch ein geheimes Band um die Beiden schlang.

Auch Frau Kregeler hatte mit ihrem weiblichen Spitzsinn dies bald heraus. Eifrig sprach sie mit ihrem Gatten darüber.

Kregeler war nicht sehr erbaut davon. „Was ist er? Was hat er? Wir wissen nichts!“ sagte er achselzuckend. „Wenn mir der Maler nicht für ihn bürgte, hätte ich ihm unser Haus nicht erschlossen.“

„Willst du nun aber weiter mit ansehen, wie er unserm Kinde den Kopf verdreht?“

„Nein. Das kann nicht so weitergehen. Wir müssen eine Klärung zu finden suchen. Die beiden Herren sind ja für morgen Abend zum Essen zu uns geladen. Vielleicht kann ich eine Gelegenheit finden, den Detektiv einmal beisitzeln zu nehmen.“

Benno bewegte sich frei und ungeniert unter den Leuten. Man hielt ihn wirklich für einen von dem jungen Grafen verpflichteten Detektiv. Jedes Bedenken, das gegen ihn hätte auftauchen können, wurde im Keime erstickt, da Sesterhenn seinen neuen Kollegen voll anerkannte. Ihm traute man keinerlei Täuschung zu.

Doch über Benno und Lia ging schon ein Flüstern um, das von kommenden Dingen zu wissen meinte.

In der Tat sah sich Benno von diesem recht hübschen Mädchen mit seinem nußbraunen Haar und den klugen, wissenden Augen rasch eingenommen. Er glaubte, an ihr eine Neuhilfskraft mit der so plötzlich verstorbenen Braut zu erkennen. Besonders ein Zug um den Mund schien bei Lia ganz der zu sein, den er bei seiner Geliebten gefunden hatte.

Auch Lia fühlte sich zu ihm hingezogen. Sein etwas traurig-melancholisches Weien schien ihrem eigenen zu ent-

wprechen. Die Anschauung verber über die Welt, das Wesen des Lebens, Kunst, Literatur, deckten sich in den meisten Fällen. Wo aber eins von ihnen entgegengelegten Meinungen kundgabte, da tat sich höchstens ein interessantes Spiel der verschiedenen Gründe auf, die beide sehr scharf und klar umrissen vorbringer konnten ohne daß eins es dem anderen übel nahm, wenn jeder trotzdem auf seiner Meinung beharrte.

Am Tage, an dem des Abends die beiden Bettlern zu Kregelers kommen sollten, suchte Benno des Nachmittags wieder einmal den Friedhof auf, wo er schon öfter am Grabe des Vaters weilt. Wie gern hätte er Blumen auf diesen schlichten, schmucklosen Hügel gestreut, sofort ein würdiges Denkmal in Auftrag gegeben! Aber das durfte er nicht, um sich nicht zu verraten.

In liebevollem Gedanken weilt er häufig sehr lange hier. Er hatte ja vieles inzwischen von seinem Vater erzählen hören, von dem alle Menschen in Liebe und Hochachtung sprachen. Besonders Rechtsanwält Kregeler, seine Frau und Fräulein Elisabeth wußten so manches von ihm zu berichten, wonach er sich ein gewisses Bild machen konnte. Lia hatte ihm auch erzählt, wie ihr einmal der alte Graf bei einer Begegnung über die Haare strich und zärtlich „du kleines Häscherl!“ sagte.

Sonderbar fand er es, daß auf dem Grabe Blumen zu finden waren. Wer mochte sie nur dorthin gestreut haben?

Das Grab war übrigens sehr idyllisch gelegen. Zwei uralt Trauerweiden gossen einen Regen von Zweigen und Blättern darauf herab.

Nachdenklich, traurig sah Benno auf einer verwitterten Steinbank, die zufällig ganz in der Nähe des Grabes stand. Seine Gedanken weiltten bei dem, der sein Vater war, der hier nun für immer Ruhe und Frieden gefunden hatte, — und dem er niemals, niemals die Hand hatte drücken dürfen.

Wöglich sah sie etwas in seiner Nähe. Er blickte erschrocken auf. Hier gesehen zu werden, war ihm nicht annehm.

Ein schlichtes, hellgraues Kleid kam zwischen den Gräbern zum Vorschein. Mit Staunen erkannte er Lia Kregeler, die, einen Rosenstrauch in der Rechten haltend, direkt auf ihn zu kam.

Er blieb wie versteinert sitzen. Erst als sie vor ihm stand, wurde sie ihn gewahr und zuckte, einen verhaltenen Schrei ausstößend, zusammen.

„Sie sind hier?“ fragte sie ganz verwundert, wobei sie die Rosen verlegen zur Seite hielt.

„Ja gnädiges Fräulein — ich sollte hier für ein künstliches Denkmal die Maße nehmen. Herr von Lindenhorst hat mich darum gebeten. Darüber bin ich ein wenig ins Träumen gekommen. — Aber ich darf wohl auch meinerseits fragen: was führt Sie her?“

Sie hatte verlegen den Blick gesenkt und erwiderte offen: „Ich wollte zum Grabe des Grafen Reydts, um ihm Rosen zu bringen. Es ist ja sonst niemand da, der sich um diesen verlassenen Hügel bekümmert. Da er nun immer sehr nett zu mir war, als wir uns früher trafen, möchte ich mir diesen kleinen Freundschaftsdienst nicht entgehen lassen. Außerdem habe ich zufällig von Papa gehört, daß er heute keinen Geburtstag hat.“

Benno betrachtete das vor ihm stehende junge Mädchen wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Aber dann verschwand dieses Bild vor ihm. Um seinen Mund begann es zu zucken. Er öffnete ihn, um eine Antwort zu geben, aber er brachte kein Wort hervor.

Lia, die sich dieses Verhalten gar nicht erklären konnte, sagte ganz unwillkürlich nach seiner Hand, während sie sagte:

„Aber Sie weinen ja!“ Benno riß sich zusammen; er fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte:

„Sie wissen nicht, wie es ist, wenn man Vater und Mutter niemals gekannt hat und plötzlich am Grabe des Vaters steht!“

„Aber ich bitte, — Graf Reydts ist doch nicht Ihr Herr Vater gewesen!“

„Doch, Fräulein Lia — er ist es gewesen! Ich bin sein Sohn!“

Jetzt hatte er ihre Hände ergrißen und hielt sie mit kräftigem Druck in den seinen fest. Sie begriff sofort, schaute ihm groß in die Augen, lächelte wehmützig-jetzt und erwiderte innig den Druck seiner alternden Hände.

**Gezapfelte Kartoffeln.** Man kocht Kartoffeln in der Schale nicht zu weich, schält und zerhackt sie zu Spalten. Nun bereitet man in einem Siegel von einem Brillwürfel eine Suppe, etwa 4 Liter, gibt zwei feingehackte Zwiebeln, etwas Knoblauch, Salz und Pfeffer dazu, schüttet die Kartoffeln hinein und läßt alles zusammen gut verköchen.

**Kartoffeln mit Majoran.** Man zerhackt rohe Kartoffeln in kleine, recht gleichmäßige Spalten und überkocht sie ein wenig in Salzwasser. Dann gießt man sie trocken ab, macht aus Butter und Schmalz eine Einbrenne, gibt recht fetter Suppe und einen Schuß Essig daran, eine Handvoll feingehackten Majoran, schüttet die Kartoffeln hinein und läßt sie gut einkochen.

**Rugmilk-Suppe.** In 1 Liter leicht gerührter Milch muß man an heißer Herdstelle 150 Gramm feingeriebene Rüsse eine Stunde ausziehen lassen und dann die Milch durchsieben. 40 Gramm Sago muß in der Milch unter gelegentlichem Umrühren langsam klar ausquellen und zuletzt vor dem Auftragen die Rugmilk-Suppe noch mit einem verquirlten Eigelb abgezogen werden.

**Gestärzte Creme.** 2 Eier, 100—150 Gr. Zucker, 6 Eßlöffel Milch und 4 Stange Vanille in siedenden Wasserlauge blattlich rühren, noch heiß 5 Blatt eingeweichte Gelatine dazu auflösen, die Masse durch feines Sieb streichen, abkühlen und bei Beginn des Steifwerdens 1/2 Liter Schokolade — oder — 125 Gr. gebrannte, gestoßene Mandeln — oder — 125 Gr. feingehackte kandierte Früchte — oder — 125 Gr. Korkstücken, Sultaninen, Zitronat, Orangeat, zu gleichen Teilen gemischt, hinzusetzen.

**Der Kampf gegen die Motten.** Haben sich die Motten in Stoffen und Decken eingenistet, so ist das Vertilgen nicht schwierig. Einen hartnäckigen Kampf kostet es aber, wenn sie in die Polsterung schwerer Möbel eingedrungen sind. Das beständige Klopfen und Bürsten schadet den Ueberzügen mehr als dem Ungeziefer. Viel wichtiger ist es, alle Falten und Schnüre abzusuchen und in den Spalten zwischen Sitz und Lehne ihren Schlupfwinkel nachzuspüren. Sollten sich schon Maden zeigen, so schickt man am besten die Möbel in eine Entmottungsanstalt. In leichten Fällen kann man sie selbst austüchern. Man verfährt bei einem Sofa wie folgt. 125 Gramm Insektenpulver werden auf sechs erdene Blumenuntersätze verteilt und drei davon auf den Sitz und drei unter das Sofa gestellt. Unter diese stellt man wieder Metallschalen, um Brand zu verhüten, verdeckt darauf das Sofa mit großen, bis auf den Boden reichenden Laken, daß keine Spalte bleibt, verschließt Türen und Fenster und zündet das Insektenpulver an. Weiße Gardinen nimmt man vorher ab. Die aus dem Sofa kriechenden Motten sind betäubt und lassen sich fangen. Wenn nötig, wiederhole man das Verfahren mehrere Male.

**Spiegel zu schonen.** Spiegel, die dem direkten Einfluß der Sonne ausgelegt sind, verderben. Noch schädlicher ist es, wenn sie in feuchtem Zustande von der Sonne beschienen werden. Das Amalgam von Quecksilber und Zinn wird körnig, woraus sich das getrübbte Aussehen des Spiegels erklärt.

## Gesundheitspflege

**Blutandrang zum Kopfe.** Es ist recht unangenehm, wenn nach körperlicher Anstrengung, bisweilen aber auch nach einem opulenten Mahl oder nach Genuss von Alkohol, Tee oder Kaffee sogenannte Kongestionen nach dem Kopfe auftreten. Der Besessene empfindet plötzlich heftigen Kopfschmerz, Schwindelgefühl und Uebelkeit. Dazu kommt bei schlimmeren Fällen Schlimmern vor den Augen und sogar Erbrechen. Im Anfall ist es vor allen Dingen wichtig, den Kopf hoch zu lagern und kalte Umschläge zu machen. Auch ist es gut, durch ein ausgiebiges Klüßeln den Darm onzuregen und damit den Blutandrang auf den Darm abzuleiten. Vorbeugend sind kühle Abreibungen und Halbküßler zu empfehlen. Mäßige Spaziergänge sind oft von großem Nutzen.

**Bewußtlosigkeit bei alten Leuten** wird häufig durch eine Blutung ins Gehirn, den sogenannten „Schlaganfall“, hervorgerufen. Hier wäre es ein Fehler, den Kopf tief zu

lagern. Vielmehr lagert man ihn erhöht, damit nicht noch mehr Blut ins Gehirn strömt. Der Kranke muß sehr vorsichtig ins Bett gebracht werden, und man legt ihm am zweckmäßigsten einen elastischen Umschlag auf den Kopf. Der Lata kann den Schlaganfall der alten Leute von der Ohnmacht am besten dadurch unterscheiden, daß der Kranke kein blaßes, sondern ein tiefrotes Gesicht hat.

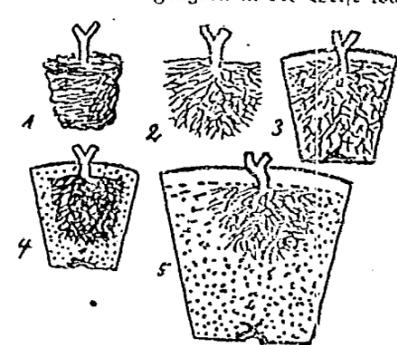
**Wasche rohes Gemüße sorgfältig!** Es kann Krankheitskeime auf seiner Oberfläche tragen. Trinke Milch und Wasser nur dann in ungekochtem Zustande, wenn du weißt, daß sie von einwandfreier Herkunft sind.

**Gemüse als Schönheitsmittel.** Daß die Ernährung einen großen Einfluß auf die äußere Erscheinung des Menschen und besonders auf die Schönheit des Teints hat, ist ein alter Erfahrungssatz, der bereits in der Antike ausgesprochen wurde. „Schönheitsdoktoren“ empfehlen daher zur Beseitigung von Runzeln reichliche Ernährung mit Gemüßen, und besonders sollen Radieschen, die man zum Frühstück zu sich nimmt, eine glatte, weiche und schöne Haut hervorbringen. Ebenso wird der reichliche Genuß von Salaten aller Art empfohlen.

## Garten und Blumen.

**Fehler beim Verpflanzen der Topfgewächse.**

Die hauptsächlichsten Fehler beim Verpflanzen der Topfgewächse werden dann vermieden, wenn man die neuen Töpfe nicht zu groß wählt (vergleiche Abbildung 3) und weiterhin den Ballen, d. h. das die Erde völlig durchziehende und verfilzte Wurzelwerk (Abbildung 1) mit einem Stäbchen oder mit den Fingern in der Weise lockert, wie Abbildung 2



es zeigt. In Abbildung 4 sieht man den Ballen zwar in einem richtig gewählten Topf, aber nicht gelockert, in Abbildung 5 dagegen zwar den Ballen gelockert, aber in einem viel zu großen Topf. Auf den Boden des Topfes über dem Abzugsloch muß man stets einige Steinchen oder Scherben legen. In einem zu großen Topf wird die von den Wurzeln nicht so schnell durchzogene Erde, weil das Gießwasser stehenbleibt, „sauer“, riecht moderig und ist für die Wurzelspitzen schädlich. Schon gebrauchte Töpfe müssen vor der Wiederverwendung innen und außen mit Wasser ausgewaschen werden, um wieder porös zu sein; neue Töpfe lege man einige Zeit in Wasser.

**Schädlichkeit des echten Salbei unter Obstbäumen.** Da der echte Salbei eine krautartige Pflanze mit tiefgehenden Wurzeln ist, kann er den Obstbäumen durch Nährstoffentzug schädlich werden. Deshalb sollte echter Salbei nur außerhalb des Umfangs der Baumkrone gepflanzt werden.

Eine durch Schönheit und guten Geschmack ausgezeichnete Art ist die bewährte „Königin Hortensie“. Wegen ihres starken, kegelförmigen Wuchses eignet sie sich hauptsächlich für Hochstämme; für nördliche Wände ist sie in Spalierform noch sehr gut zu verwenden. Bei Zwergformen ist die Veredelung auf Mahaleb nötig.

**Zuckererbsen** verlangen freie, offene, sonnige Lage, trockenen Standort, lockeren und tiefgründigen, rigollen Boden in zweiter oder dritter Tracht. Kompost sowie eine Düngung mit Asche wirkt sehr günstig. Das Einstreuen kann mit dem der Samen zusammen erfolgen.

Eine vorzüglichste Bienennährpflanze ist der *Bajardellee* (Schwedischer Ake). Er liefert der Biene sehr viel Honig, den sie bequem erlangen können und der selbst bei trockenem Wetter nicht so leicht verfliegt. Daher ist der Anbau der genannten Akeart nur zu empfehlen. Für einen Viertelhektar braucht man 2,5 bis 3,5 Kilogramm Saatgut.

## Das Reich der Frau.

Wie soll man sprechen?

Die Kunst des guten Sprechens.

Es ist eine unzulängliche Tatsache, daß so viele unserer Mitmenschen eine sehr schlechte, oft sogar eine derart miserabile Sprechweise besitzen, daß man selbst im engsten Bekanntenkreis mit ihnen nie lauter verstehen kann. So manchem unserer Leser wird es wohl auch schon passiert sein, daß er mit Personen zu tun hatte, deren undeutliches Sprechen ihn zwang, sie wiederholt zu fragen: „Wie meinen Sie?“ — „Ich verstehe nicht!“ oder dergleichen. Das ist für die Fragenden nicht nur lästig, sondern zumeist auch recht peinlich. Und so ist ein mangelhaftes, undeutliches Sprechen im Umgangsverkehr der Menschen ein gar nicht genug zu tabelnder Mangel — insbesondere aber bei all solchen Personen, die mit ihren Nebenmenschen beruflich viel zu verhandeln haben, die öffentlich reden müssen, bei Lehrern, Juristen, Verkäufern in Geschäften usw. Denn was nützt einem bei solchen Personen selbst die beste berufliche Sachkenntnis, wenn das, was sie uns zu sagen haben, nicht deutlich zu verstehen ist.

Allerdings gibt es einzelne Menschen, bei denen ein schlechtes Sprechen entschuldbar ist, weil ihre Sprachorgane so anormal gebildet sind, daß sie den Lauten nicht die richtige Form geben können, wenngleich auch hier in den meisten Fällen Wandel geschaffen werden könnte, wenn man die organischen Fehler unter Hilfe eines sprachkundigen Lehrmeisters mit festem Entschluß würde beseitigen wollen! In der Gesamtheit aber ist das schlechte, undeutliche Sprechen lediglich die Folge unverantwortlicher Vernachlässigung. Diese Vernachlässigung des Sprechens reicht gemeinhin zurück bis in die erste Kindheit der Betroffenen. Sie ist aber weder im Elternhause noch in der Schule beobachtet, geschweige denn erzieherisch bekämpft und befestigt worden. Und so hat sie dann mit den zunehmenden Jahren sich immer fester eingewurzelt, ist gleichsam chronisch geworden und hat nun den Erwachsenen als etwas bei ihnen Naturgemäßes herab an, daß sie es selber gar nicht mehr wissen. Sie sprechen ohne jede Selbsterkenntnis und ohne alle Rücksichtnahme auf ihre Nebenmenschen, wie ihnen — nach der

bequemen vulgären Rechtfertigungsphrase — „der Schnabel gewachsen ist“.

Ist nun den Menschen der „Schnabel“ wirklich so „gewachsen“, daß so viele von ihnen nicht anders als schlecht sprechen können? Durchaus nicht! Abgesehen von den schon erwähnten geringen Ausnahmen anormal gebildeter Sprachorgane ist bei allen übrigen Menschen der „Schnabel“ ganz in Ordnung. Er wird nur von den schlechten Sprechern nicht ordnungsgemäß benutzt.

Sehen wir uns die Sache näher an. — Um sprechen zu können, braucht man zunächst die Stimme. Diese an sich aber gibt den Worten, die wir sprechen, nur den Klang. Sie ist lediglich eine Tonbildung, wie sie allen lebenden Geschöpfen mit besonderen Kehlorganen eigen ist. Sollen mittels der Stimme auch Worte entstehen, so bedarf es noch der Tätigkeit besonderer Organe, eben der Sprachorgane, die in dazu geeigneter Vollkommenheit nur dem Mensch besitzt. Es sind die Zunge, die Zähne und die Lippen; und in deren richtiger Anwendung und ihrem gesetzmäßigen Zusammenwirken beim Formen der auszusprechenden Worte liegt das Geheimnis der Kunst des guten Sprechens! Wird nur eines dieser drei Organe nicht zweckmäßig angewendet, so wird das Sprechen ein schlechtes, undeutliches, weil die Worte nicht so geformt werden, daß sie für das Gehör den rechten Ausdruck erhalten.

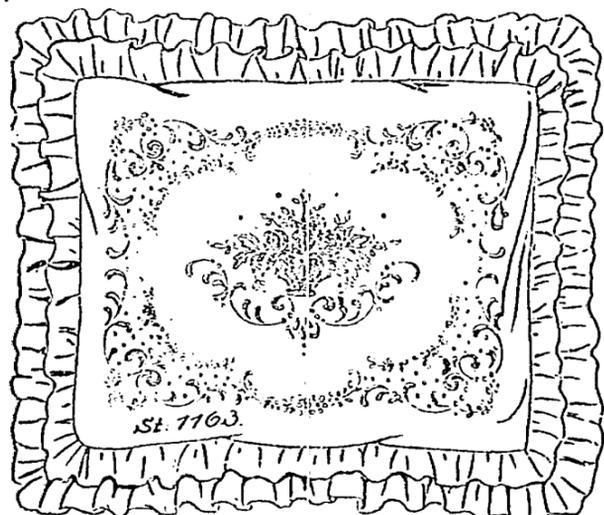
Beobachtet man Leute, die schlecht sprechen, so bemerkt man vor allem, daß sie die Worte zwischen den kaum geöffneten Lippen und Zähnen hindurch „mücheln“, die ersteren auch so gut wie gar nicht bewegen, also die Laute zerquetscht und verschwommen hervorbringen, so daß sie ganz unverständlich bleiben. Andere wieder überstürzen sich beim Sprechen, hupeln die Worte ungezügelt und oberflächlich ab, daß die Sprachorgane gar nicht imstande sind, die hinausgeschleuderten Laute so schnell richtig zu formen, um sie doch verständlich zu machen. Zu schnellem und deutlichem Sprechen gehört entweder angeborene besondere Sprachfähigkeit oder sonst grundlegenden technische Schulung durch sachkundige Lehrmeister; im anderen Falle wird jedes überhäufte Sprechen undeutlich werden.

Wer sich solch undeutliche Sprechweise angewöhnt hat, sorge im eigensten Interesse für schleunige Abhilfe. Denn die Kunst des guten Sprechens ist eines der Hauptmittel, wodurch man sich den Mitmenschen angenehm macht und wodurch man Erfolge erzielt.

## Küche und Haus.

Deutsches Sahnen-Veesftent. Ein halbes Pfund bestes Schaberndfleisch wird mit Pfeffer, Salz, einer geriebenen kleinen Zwiebel, einer halben Oberlaffe Sahne, Ei, zwei geriebenen gekochten Kartoffeln eine Stunde vor dem Gebrauch gemischt. Ein eingeweichtes Brötchen wird gut ausgedrückt, in ausgebratenem Speck angebrüht und dazugemengt. Nach einer Stunde hat das Fleisch die Flüssigkeit aufgefressen. Mit zwei Eßlöffeln werden handgroße Veesftents geformt, in steigendem Schmalz schnell braun gebraten und sofort aus der Pfanne genommen. In etwas Butter werden dann in dünne Scheibchen geschnittene Zwiebeln gebräunt, Sahne und Würfelbrühe eingegossen, mit etwas Mehl gebunden und über die Fleischstücke gegossen.

Merenjchnittchen mit Sardellenkumle. Eine Kalbsniere wird zerschnitten und langsam gar gedämpft, dann fein gewiegt, mit ebensoviel Semmelkrumen, einem Ei, etwas Milch und beliebigen feingehackten Fleischresten, Salz und Pfeffer zu einer weichen Farce gemengt. Diese streicht man ziemlich dick auf in Milch eingeweichte Semmelrösten und brät sie in Butter auf beiden Seiten hellbraun. Man reicht eine pikante Sardellenkumle dazu oder gibt sie als feine Beilage zu Salat und Gemüße.



St. 1163. Schönes, reich verziertes Kissen in seiner Weißstücker, Größe 40 : 52, mit Rückwand, vorgezeichnet auf feinstädigem Batist 3 M., auf gutem Linon 2 M., prima handgestickt, ungarisiert 22,50 M. Abplättmuster 80 Pf.

Sie sprachen kein Wort mehr zusammen; aber sie wußten beide, daß sich in dieser Stunde ihr Schicksal entschieden hatte.

Als Benno abends zu Kregeler kam, war Wilhelm schon lange da. Benno und Lia wechselten bei der Begrüßung einen stummen Blick miteinander.

„Nichts verraten!“ war ausgemacht. — Wilhelm stürzte mit einer Neugier auf den Betler zu. Doktor Gruschel hatte aus Köln telegraphiert: Leiser war dort in sein Garn gegangen.

„Alles atmete frei und erleichtert auf.“  
„Gott sei Dank!“ sagte Benno ernst, „das ist mir eine Genugtuung.“

Zum Abendessen waren auch Doktor Dörr und seine Familie geladen. Die Herrschaften kamen erst ziemlich spät, da der Doktor noch eine Operation hatte vornehmen müssen.

Erfriede trug ihr bestes, ein helles, seidenes Gesellschaftskleid. Die Mutter hatte ihr das nun einmal nicht ausreden können. Das Mädchen sah ganz allerliebste aus; Lia die ein schlüchteres Kleid trug, stach geradezu gegen die Freundin ab. —

Im allgemeinen ließ die Stimmung etwas zu wünschen übrig. Der Gastgeber, Rechtsanwalt Kregeler, schien bedrückt zu sein; ebenso seine Gattin, die nur mechanisch eine gezwungene Unterhaltung im Gange hielt. Allen Anwesenden war es, als läte ein Druck auf ihnen, den niemand beseitigen konnte.

Die jungen Leute schienen dies allerdings nicht so sehr zu spüren. Aber auch sie verhielten sich selbst am still.

Nach dem vorzüglichen, aber den Vetteren doch nicht recht mündenden Essen zog man sich in den Salon zurück, der sehr geschmackvoll mit ganz modernen Bildern behangen war. Kregeler raichte Zigarren. Ein Dienstmädchen brachte Likör und Tee für die Damen.

Plötzlich stand Benno auf. Er hatte mit einem Schlüssel an eine Vase geschlagen, die mit Rosen gefüllt vor ihm auf dem Tische stand.

In knappen Worten bemerkte er, daß heute, wie er erfahren habe, zufällig der Geburtstag des alten verstorbenen Grafen sei. Dies gäbe ihm die Veranlassung, allen Anwesenden eine besondere Überraschung zu bieten. Man möge ihn bloß für einige Sekunden entschuldigen. Er werde gleich wieder erübeinen, um sein Wort wahr zu machen.

„Alles sah sich verwundert an. Besonders Kregeler wechselte viele verlegen-fragende Blicke mit seiner Frau. Lora stürzte der Rechtsanwalt hinter Benno her, der eben das Zimmer verlassen hatte.“

Er trat ihn unten im Treppenhaus, wo er aus der Garderobe einen araken edigen Kasten hervorholte.

„Was wollen Sie machen, Herr Detektiv?“ fragte Kregeler aufgeregt, „darf ich um eine Erklärung bitten?“

Benno war etwas verstimmt und erwiderte:  
„Warum wollen Sie meine Dispositionen stören, Herr Rechtsanwalt?“

Kregeler stotterte: „weil — — weil — — weil ich mit Ihnen zu sprechen habe!“

Benno sah ihn befremdet an.  
„Bitte — — ich liebe Ihnen gerne zur Verfügung.“

Indessen darf ich wohl hoffen, daß Sie mich vorher meinen kleinen Scherz ausführen lassen!“

„Solern es nichts — — hm — — für meine Tochter Kompromittierendes ist, bitte lehr!“

Benno begriff nicht, was jener meinte. „Für Ihr Fräulein Tochter?“ wiederholte er sehr gedehnt.

„Ja, gewiß, sehr verehrter Herr Detektiv. Sie haben dem Madel den Kopf verdreht — — Sie schwärzen ja den ganzen lieben Tag lang von Ihnen. Ich habe Ihnen immer schon sagen wollen —“

„Daß ich die Hand dieses Mädchens niemals erhalten werde!“ Ich kann mir's schon denken, Herr Rechtsanwalt. Sie wollen sie lieber mit einem höher stehenden Menschen verbunden wissen. Da haben Sie vollkommen recht. Ja, wohl! Zum Beispiel dem Grafen Rendi — — diesem würden Sie wohl ihr Kind nicht vertragen?“

„Das gehört nicht hierher mein Herr!“

„Ich wollte Sie nicht verlegen, Herr Rechtsanwalt! Um Sie ganz zu beruhigen, möchte ich Ihnen vogleich versichern, daß ich als einfacher Detektiv gar nicht die Absicht habe, um die Hand Ihrer Tochter zu werben. Der Detektiv Wilhelm Meier, den Sie hier vor sich sehen, wird morgen

für immer verschwunden sein. — Aber nun lassen Sie mich meinen Scherz ausführen, der auch Sie gewiß überraschen wird.“

„Schön. Nach dem, was Sie eben sagten — — in Gottes Namen!“

„Gehen Sie ruhig wieder hinauf. Ich werde auch gleich wieder oben sein.“

Kregeler schielte noch einmal schein nach dem Kasten, den Benno in Händen hielt, und ging dann die Stiege hinauf.

Ratlos, völlig verwirrt, kehrte er in den Salon zurück. — Plötzlich fuhr alles auf. Man starrte sich an und spitzte die Ohren. Was war das? — — was war das? — —?

Ein Explophon — — wunderbar angeschlagen von Meisterhand!

Ein Hochzeitsmarisch! — —

Ein Hochzeitsmarisch! — —

Benno sprang zur Türe und rief sie auf. Da stand Benno mit einem verärgerten Lächeln seelenruhig seine verblüfften Hörer betrachtend.

„Graf Rendi — — Graf Rendi — — Graf Rendi!“ kam es plötzlich aus aller Munde. Und Kregeler schlug sich mit seiner etwas speditigen Hand an die Stirne.

„Nun sehr verehrter Herr Rechtsanwalt,“ sagte Benno, „als er geendet hatte, „werden Sie Ihre Weigerung aufrecht erhalten?““

Kregeler war noch so aufgeregt, daß er gar nichts erwidern konnte. Er mußte sich erst wieder sammeln. Dann aber sagte er murrend:

„Bitte verzeihen Sie!“

Benno klopfte ihm auf die Schulter und meinte:  
„Wir können ja später mal wieder darüber reden!“

Gerade in diesem Augenblick drückte Wilhelm von Udenhorst Friedel Dörr ganz verschwiegen die kleine Hand...

— Ende —

## Geweihfunde und Lebensalter.

Wenn der Hirsch die Stangen abwirft.

Wenn der Februar über seine Mitte hinaus ist, kommt die Zeit, in der der Rothirsch seine mächtige Kopfzier abwirft. Der Abwurf der beiden Stangen erfolgt nicht zu gleicher Zeit, aber doch immerhin ziemlich kurz nacheinander. In diesen Tagen „schämt“ sich der König der Wälder, wie es der Jäger nennt, d. h. er sucht möglichst verborgene Standorte auf, um Feinden, gegen die er jetzt ja völlig wehrlos ist, auszuweichen. Dann aber wählt er während des Aufbaues seiner neuen Stangen hauptsächlich solche Verhältnisse zum Aufenthalt, in denen kein hartes Gestrüpp das junge weiche Geweih beschädigen kann. Da alljährlich viele Tausende von Hirschen ihr Geweih abwerfen, sollte man annehmen, daß man fast in jedem mildreichen Wald solche Abwurfstangen finden müßte; aber solche Funde sind Seltenheiten. Dies liegt daran, daß die Stangen sich einestells in ihrer Farbe kaum vom Blätterboden des Waldes abheben, in den sie übrigens auch bald einsinken, andernteils daran, daß die Eichhörnchen mit großer Vorliebe an den Stangen nagen.

Sogleich, wenn die Stangen abgeworfen sind, beginnt das junge Geweih nachzuziehen, und nach einem Zeitraum von ungefähr 140 Tagen trägt der Hirsch wieder sein gutes Geweih auf dem Kopf, aber, wohl gemerkt, durchaus nicht immer mit einer vermehrten Zahl seiner Geweihenden. Denn auch den Stangen, daß mit jedem Jahr die Zahl der Enden zunehme, bestätigt die Natur nicht mit Regelmäßigkeit. Ja, der ältere Hirsch „setzt“ sogar „zurück“, wie der Jagdausdruck lautet, indem die Zahl seiner Geweihenden, statt zuzunehmen, allmählich abnimmt. Mit Sicherheit kann also aus der Zahl der Geweihenden keinesfalls auf das Alter eines Hirsches geschlossen werden. Ueberhaupt ist die Durchführung des Bauplanes eines Hirschgeweihes in erster Linie immer durch die individuelle Lebenskraft des betreffenden Tieres bedingt. Und damit auch durch die Fütterung, was uns die jedem Jäger wohlbekannten „Krautfutter-Trophäen“ zur Genüge beweisen. Eine Geweihe, die zwar auf Jagd-

ausstellungen viel bewundert werden, im Grunde aber nur dadurch entstanden sind, daß dem Futter der Hirsche besonders viel phosphorsaurer Kalk beigelegt wurde.

Vom Juli ab, wenn das Geweih fertig ausgebildet ist, beginnt dann das „Fegen“, durch das die Tiere den die Stangen noch umhüllenden Bast zu entfernen suchen. In manchen Fällen gelingt das jedoch nicht, und zwar dann, wenn der Bast allzu fest an den Stangen haftet. Hier kommt es nun zu einer wenig schönen Mißbildung; der Bast haftet in Fegen an den Stangen, so daß sie ganz phantastisch aussehen. Solche Stücke, die der Jäger „Pergamentstangen“ nennt, sind aber immerhin für Sammlungen sehr willkommen.

Daß der Hirsch sein eigenes „Geseg“, d. h. den Bast frisst, wie manche Jäger glauben, ist indes kaum anzunehmen. Wenn man das Geseg fast niemals findet, so liegt das einfach daran, daß es beim Abfallen in ganz kleine Teilchen zerfällt, die überdies noch von den Kleintieren verzehrt werden. Jagdbar ist der Hirsch erst dann, wenn er seinen „dritten Kopf“ hat, oder mit anderen Worten, wenn er in vier Jahren zum drittenmal neue Stangen gebildet hat. An seinen Stangen hat ein Kapitalhirsch übrigens ein klüchtiges Gewicht zu tragen. Geweiche von 15 bis 20 Pfund kommen gar nicht selten vor, ausnahmsweise beobachtete man aber auch Stangengewichte bis zu 30 Pfund. Der Mastak-Geh trägt sogar ein Geweih, das bis zu 80 Pfund schwer sein kann.

## Die Reise nach dem Mond.

Wird auch diese Idee Jules Vernes technisch verwirklicht?

Es ist eine winzige Zeitspanne her, da die Welt den hundertsten Geburtstag des französischen Dichters und großen technischen Propheten Jules Verne beging. Was bisher von seinen großen technischen Träumen noch nicht wahr geworden ist, das ist bekanntlich die Reise nach dem Mond.

Aber auch dieses vielverachtete und als unaufrührbar erklärte Problem scheint nach und nach in das Stadium der Verwirklichung eingehen zu wollen. Vor einigen Tagen hielt in Wien der Physiker Dr. Franz Hoessl, Präsident der Gesellschaft für Höhlenforschung, vor den dortigen Ingenieuren einen Vortrag über die wissenschaftlichen Aussichten, unter Verwendung von riesigen Raketen der drückenden Erdatmosphäre zu entfliehen. Prof. Hoessl hat seine Berechnungen in dieser Frage, die er mit aller Gründlichkeit vornahm, zum Abschluß gebracht, und berichtet nun die Ansicht, es sei endlich an der Zeit, dieses Problem

aus der Theorie in die Praxis überzuführen und die Versuche in Gang zu bringen.

Der Wiener Physiker will zunächst eine Rakete von kleineren Ausmaßen herstellen. Diese Rakete, die nach Berechnungen des Gelehrten ungefähr 80 bis 100 Kilometer in die dünnsten Schichten der Atmosphäre wird vorbringen können, wird mit Registrierapparaten ausgerüstet werden. Die Rakete soll mit der technischen Möglichkeit ausgestattet werden, mittels eines Fallschirmes wieder zurück auf die Erde zu gelangen. Das wäre schon eine sehr beachtliche Leistung, denn bisher sind bemannte Ballone und Flugmaschinen nicht über zwölf Kilometer hoch hinausgekommen, während mit Meßapparaten versehene Veröpläne nur etwa dreißig Kilometer hoch hinauskamen. Von den Granaten der Ferngeschütze wird im günstigsten Falle eine Höhe von 60 Kilometer erzielt.

Ist es gelungen, mit dieser oben beschriebenen ersten Rakete die atmosphärischen Verhältnisse im entferntesten Erdbereich näher zu ermitteln, dann soll die Herstellung größerer Raketen erfolgen, die man über das Weltmeer oder das Polargebiet abzufeuern vermag. Man hält es heute bereits sogar für technisch möglich, daß unter Zuhilfenahme solcher Raketen eine Art Schnellpost von dem einen Kontinent zum anderen befördert werden kann.

Als nächste Erweiterung des Raketenproblems, so gleichsam als Krönung dieser großen technischen Idee, soll sich dann der Bau einer Fünfontnerakete anschließen, die man für eine Expressfahrt nach dem Monde glaubt verwenden zu können. Die Entfernung von der Erde zum Mond beträgt rund 40 000 Kilometer. Die Fünfontnerakete will man auf einen dunklen Teil des Mondes abfeuern. Man will ferner in die Raketenrakete eine Vorrichtung einbauen, die beim Aufschlag der Rakete auf den Mond eine riesige Menge Bläuspulver zur Entzündung bringt. Auf diese Weise soll unseren Raketenfernrohren die Möglichkeit geschaffen werden, Feststellungen über die Art der Lichtwirkung zu machen. Dieser kühne technische Versuch gilt, wie gesagt, als vorläufige Krönung der Raketenidee, doch glaubt man, daß sich, wenn man einmal dieses Ziel erreicht haben wird, auch noch ein weiterer Schritt vorwärts wagen läßt.

Dieser weitere Schritt wäre die Lösung des Raketenbemannungsproblems, der Versuch also, auch Menschen auf die Reise nach dem Monde zu schicken. Die Landung soll mittels Fallschirmes erfolgen.

Wenn wir auch bis heute noch nicht an die praktische Verwirklichung der Mondrakete herangekommen sind, so trug Dr. Hoessl seine Ideen mit einer so selbstbewußten Selbstverständlichkeit, mit einer so außerordentlichen Ueberzeugung vor, daß sich auch unter den Zuhörern niemand fand, der Zweifel hegte, daß eines schönen Tages diese prophetische Ankündigung Jules Vernes feste technische Formen anzunehmen beginnt.

## Gastronomische Kuriosa.

Ein Tafelgericht und vierzig Diener.

Die Holländer auf den Sunda-Inseln halten auch heute noch an dem Brauch ihrer Vorfahren fest, ein Heer von Bediensteten zu beschäftigen, das bei der Trägheit und geringen Leistungsfähigkeit der Eingeborenen zur Führung eines Haushaltes unbedingt erforderlich ist. Eine streng durchgeführte Arbeitssteigerung sorgt außerdem dafür, daß auf den Einzelnen nur ein Minimum an Arbeitsleistung entfällt.

„Ein drastisches Beispiel für diese Verteilung der Arbeitslast auf viele Schultern,“ so schreibt Arnaldo Cipolla in der italienischen „Stampa“, „bildet die für uns geradezu unverständliche Art, mit der man nicht nur in den privaten Haushaltungen, sondern auch in den großen Hotels die allüberlieferte „Reisstaffel“, das Hauptgericht der Tafel, serviert. Es ist das ein unter dem Namen Curry bekanntes indisches Reisgericht, das durch eine Mischung von Zutaten, unter denen Coriander, Kurkuma, roter und weißer Pfeffer und andere scharfe Gewürze an erster Stelle ste-

hen, seinen überflüssigen Geschmack erhält. Jeder, der einmal in Indien war, weiß, daß zu einem guten Curry eine Anzahl von scharfen Ingredienzien gehören, die nicht nach unserem Geschmack sind. Man könnte nun glauben, daß alle diese Zutaten und Würzen mit dem gekochten Reis zusammen von einem Diener serviert werden. Aber das ist auf den Sunda-Inseln durchaus nicht der Fall.

Wenn man den Lechtinn aufbringt, auf die Gefahr einer gründlichen Magenverstimmung dem Curry-Gericht zuzusprechen, erlebt man folgendes Schauspiel: Eine Schar von 20 bis 40 Dienern, kurz, alle im Hause Beschäftigten, einschließlich des Hilfspersonals, steht, jeder mit einer Schüssel bewaffnet, hintereinander in einer Reihe, die sich vom Tisch aus ins Endlose zu verlieren scheint. Zuweilen ist die Reihe so lang, daß sie aus dem nach allen Seiten hin offenen Speiseszimmer bis zum Garten oder in den Hof hinauf reicht, wie eine Kolonne von Schaulustigen, die sich an eine Theaterkasse herandrängen. Jeder einzelne Diener, in der Reihe hat eine Schüssel in der Hand, auf der sich eine der Zutaten des Reisgerichts befindet. Der gekochte Reis selbst, der die Grundlage des Curry bildet, wird von dem Chef der Dienerschaft in eigener Person serviert. Es ist selbstverständlich nicht unbedingt nötig, daß man von allen Schüsseln nimmt. Die Diener gehen langsamen Schrittes an den Gästen vorbei. Man wirft einen klüchtigen Blick auf die vorbeigetragene Schüssel, um sie passieren zu lassen oder etwas davon zu seinem Reis zu nehmen. Ich selbst kann mich über die einzelnen Zutaten nicht näher aussprechen, da ich nur einen Blick in den Mund nahm, der vollständig ausreichte, mich zur schleunigen Flucht zu veranlassen.“

## „Hatschi — hatschi!“

Etwas vom Niesen.

Das Niesen ist — so wird uns gelehrt — eine Schutzvorrichtung für den Atemweg. Die Atmung ist ein so lebenswichtiger Vorgang, daß ihn die Natur mit allerhand Sicherungen versehen mußte. Wenn neben der Luft auch noch mancherlei andere Dinge ungehindert in die Atemwege hineinspazieren und hier verwirren dürften, so würden diese in der Tat nur allzu leicht gereizt oder verstopft werden und Entzündung oder Ersticken Gefahr müßte eintreten. Um das zu verhindern, hat die Natur den Husten und das Niesen — beide gehören zusammen — geschaffen. Durch den Husten werden fremdartige, nicht hingehörende Dinge aus Hals, Kehlkopf und Luftröhren, durch das Niesen zugleich auch aus der Nase nach außen befördert.

Nicht immer ist es mit einem einzigen Niesakke abgetan. Es kann sich eine Reihe weiterer anschließen. Ja, sie können so zahlreich aufeinander folgen, daß man geradezu von Nieskrämpfen zu sprechen berechtigt ist.

Für Auge und Ohr der Umgebung hat der Niesanfall zweifellos etwas Komisches, zumal dann, wenn er in unerwarteter Weise eine ernste Situation unterbricht. Schauspieler bedienen sich in Pausen und Lustspielen gern seiner, um damit billige Heiterkeitseffekte zu erzielen.

Der Reiz, der das Niesen auslöst, hat zum Teil in der Nase seinen Sitz. Schleimmassen, eingeatmete Gase, Staub, Fremdkörper kommen vornehmlich in Betracht. Es gibt Stoffe, die eingeatmet oder aufgeschluckt besonders leicht Niesen hervorrufen, wie das Pulver der Tabakblätter oder der Nieswurz. Am allerhäufigsten ist es eine Begleitererscheinung der verschiedenen Arten des Schnupfens, des Orkopschnupfens, des Heuschnupfens, des Nasenschnupfens usw. Hier wirkt schon die entzündete Nasenschleimhaut selbst erregend, auch wenn kein föhrender Schleim vorhanden, das Niesen also im Grunde zwecklos ist. Daß aber der mit Niesen einhergehende Schnupfen etwa günstiger als sonst verläuft, ist nicht bekannt. Auch sonstige krankhafte Veränderungen im Naseninnern können zu häufigen Niesanfällen Veranlassung geben.

Neben der Nase gibt es noch andere Körperteile, von denen das Niesen gelegentlich ausgehen kann. So z. B. das Auge: gewisses Licht berurrsacht zuweilen Niesen; oder auch der äußere Gehörgang bei seiner Berührung. Ferner können kalte Flüsse, also Abkühlungen der Haut, es hervorrufen. Auch auf rein nervöser Grundlage kann es entstehen. Bei manchen Neugeborenen erlebt man, daß sie nicht wie üblich, mit einem Schrei, sondern mit Niesen das trübische Dasein begrüßen.

Das Niesen bringt nicht nur oft genug keinen ersichtlichen Nutzen; bei größerer Festigkeit und rascher Aufeinanderfolge kann es höchst lästig und nachteilig wirken. Der Rückfluß des Blutes zum Herzen wird durch die starke Ausatmung gehemmt, Blutandrang zum Kopf und Kopfschmerzen treten daher auf, das Gesicht rötet sich, die Augen schwellen an, bei Personen mit leicht zerbrechlichen Blutgefäßen können diese Bersten, so daß Nasenbluten entsteht; eine starke allgemeine Ermattung kann zum Schluß auftreten.

## Plattdütsch Eck.

Ich dacht, et wer erst jistern . . .

Ich sitt ganz still int Schlummerstunn'n,  
De Dag un Nacht beih't trennen — — —  
Ich sitt, den Kopp int Hännen,  
Un denk an dat, wat längst verschwunn'n.

Ich Sommerdag — — de Böjel singen — — —  
Ich un een Deern joh'n Hand in Hand,  
Een Sübdagsküll liggt öwert Land,  
Blot in uns is een hellet Klingen.

Dor heit sich Bipp up Bipp denn summ'n  
In Seelikeet, ganz schun un sacht,  
Un ringsherüm de Blumenpracht — — —  
Wat jiwint et doch för herrlich Stamm'n! . . .

Wie lang is't her? — — Et steiht in'n Düstern  
So griepbor klar vör minen Blick  
Dit, dat doch blew min jrottestet Bild — — —  
Dat id jrod dacht, et wer erst jistern . . .

F. W a s, Schwedt.



„Der deutsche Michel wird ausgepreßt.“  
Bei der Karnevalsfeier in München wurde im Festzug eine „Steuerpresse“ mitgeführt, die zeigen sollte, wie der Druck der Steuer- und Reparationslasten das letzte aus dem deutschen Volke herausholt.



Die Flagge Afghanißtaats,  
die man gegenwärtig überall in Berlin sieht, zeigt einen silbernen Strahlenkranz auf schwarzem Grunde, eine Moschee, den Emirat und zwei gekreuzte Säbel.